



Alexander Brill

VATERSEELENALLEIN

1.

**Wenn du immer wieder das tust,
was du immer schon getan hast,
dann wirst du immer wieder das bekommen,
was du immer schon bekommen hast.**

Paul Watzlawick

Ich war 34!
Seit zehn Jahren am Theater!
Gekündigter Schauspieler
Am Staatstheater Braunschweig!
Ich hatte die Schnauze voll!

Neuerdings lief ich mit Latzhosen durch die Stadt, ja, so sollte mein Leben aussehen, ein ruhig dahinfließender, unaufgeregter Strom, Stürme und Wellen hatte ich genügend durchlebt. Nur noch Familie! Sie sollte ab jetzt mein emotionales Zentrum sein, Ausgeglichenheit und Ruhe sollten endlich über mich kommen. Ich studierte bereits Pädagogik, wollte Lehrer werden wie Almut. Die letzte Spielzeit meines Lebens neigte sich dem Ende zu, nur noch wenige Vorstellungen hatte ich zu spielen. Das Telefon klingelt; hier Hotel zur Oper! Ich verbinde mit Prof. Minks!

Zwei Stunden später saß ich im *Odysseus* beim Mittagessen mit dem zukünftigen Direktor von Schauspiel Frankfurt und seiner Frau Ulla Berkewicz, die ich schon oft auf der Bühne gesehen hatte. Ich verstand nicht was Minks an mir interessierte und fühlte mich unwohl. An der Pforte zum goldenen Zeitalter klopfte ich gerade an, und jetzt wollte dieser Mann mich als Schauspieler nach Frankfurt holen, nein, ich mach da nicht mit. Wunderbar die starke Kontur, die Sie der Figur gegeben haben, nein, ich lass mich nicht mehr locken, Sie haben ihr eine scharfe Präsenz und einen Eigensinn gegeben, sagte die schöne Frau an seiner Seite, ich will Ruhe in mein Leben bringen, gerade solche Menschen wie Sie suchen wir, Menschen, die zweifeln, ich will nicht noch einmal meine Haut zu Markte tragen und dann die Fetzen aufsammeln, Menschen ohne diese glatten, üblichen Karrierewege suchen wir, ich lass mich nicht mehr von Selbstzweifeln zerbröseln, wir werden ein anderes,

neues Theater machen, das Leben hat mehr zu bieten als Theater, ein Theater der Liebe werden wir schaffen, sagte die schöne Frau, werden Sie denn auch im Ensemble sein, nein, wir wollen keinen Familienbetrieb daraus machen, ich schaue nur zu und ich würde Sie gerne im Ensemble sehen, Herr Ober, bringen sie uns doch bitte drei Ouzo!

Der Mechanismus des Marktes setzte sich in Bewegung, über Nacht wurde ich zu einem gefragten Mann: Düsseldorf bot mir Stückverträge an, Basel bekundete sein Interesse, die Ruhrfestspiele engagierten mich. Ich verstand die Welt nicht mehr, ich war derselbe beschissene Schauspieler wie vor einem viertel Jahr, nur weil es sich auf welchen Wegen auch immer rumgesprochen hatte, dass Minks mich unbedingt nach Frankfurt holen wollte, war ich plötzlich interessant für große Bühnen. Die Vorfreude auf ein Leben ohne Theater hatte mich gerade beflügelt, und jetzt türmten sich neue Eisschollen auf. Wie sollte ich die Ansprüche befriedigen, die da plötzlich in Haufen an mich herangetragen wurden? Nein, ich habe mich entschieden und dabei bleibt es! Drei Monate lag der Vertrag auf meinem Schreibtisch, aber ich unterschrieb ihn nicht.

Gerade von Almut erwartete ich Unterstützung für meinen heldenhaften Schritt, aber ausgerechnet von ihr bekam ich sie nicht. Was ich nie hatte, besaß sie im Übermaß, einen bombensicheren Instinkt. Der witterte die Gefahr, die hinter meiner Weigerung lauerte: Du veränderst gerade deine Marschrichtung von Ost nach West, alles, was anders ist als dein bisheriges Leben, ist dir erstrebenswert, du musst es haben, und zwar sofort mit aller Ungeduld, dein bisheriges Leben drängst du aus dir heraus, aber du vergisst, dass du der Schöpfer dieses bisherigen Lebens bist, irgendwann wird dein Neues auch dein Bisheriges gewesen sein, und dann können auch diese Tage stumpf werden, weißt du überhaupt, ob du genügend Geduld für Kinder aufbringen kannst, ob du es nach zehn Jahren noch spannend findest, wirst, dich mit der Vermittlung des Einmaleins zu begnügen,

ich liebe diesen Beruf auch nach 17 Jahren noch, weil ich nie einen anderen haben wollte, weil ich jeden Tag mit den Kleinen genieße, du wolltest immer Theater, du brauchst die Auseinandersetzung mit Stoffen, mit Kollegen, du brauchst die Erregung des Betriebs und du brauchst Applaus, vergiss das nicht, wie willst du mit einem Lehrerkollegium zurecht kommen, das kein anderes Thema kennt als Kinder, Eltern, Stundenpläne, Überlastung, diese Menschen hältst du kein halbes Jahr aus, dann drehst du durch und kriegst im Kollegium kein Bein mehr vor das andere, und jetzt will eines der Theater, an das du immer wolltest, dich unbedingt haben. Du kommst nicht in gefertigte Strukturen, du kannst mitbestimmen, welches Klima an diesem Haus herrschen wird, wenn du diese Chance nicht beim Schopf packst, wirst du es eines Tages dir und vor allem mir zum Vorwurf machen, du wirst unzufrieden mit deinem Leben sein, du musst das Angebot annehmen, du schaffst das. Almut intervenierte solange, bis ich unterschrieb. Dabei hatte sie viel zu verlieren. Sie war anerkannt in ihrer Schule, bei den Eltern, den Kollegen, die Kinder liebten sie, in Braunschweig hatte sie ihre Geschichte, ihre Freundinnen, ihre Kneipen, das alles war sie bereit, hinter sich lassen, damit ich das Angebot annehmen konnte. Im Sommer 1980 stand der Umzugswagen vor unserer Haustür. Ein neuer Lebensabschnitt beginnt ...

*

Ich war 31!
Meine Welt schwarz!
Suff, Wut, Aggression!
Ich war ein ziemliches Arschloch!
Ich war richtig im Arsch!

Ein Bekannter war Psychologe, ich bat ihn um ein Gespräch; so kann ich nicht weiterleben, bitte hilf mir! Bei einem Chinesen kann man gut essen, aber danach sollte man gehen, wenn man ein intensives Gespräch weiterführen möchte. Komm, wir gehen noch in eine Kneipe, was trinken! Lass uns da weiter reden. OK!

An einem Stehtisch lehnte eine Schöne und war mit Marlies und einem Typen, den ich nicht kannte, im Gespräch. Ihre grauen Haare waren mit einem roten Tuch zu einem Zopf zusammen gebunden, sie wird Anfang dreißig sein und stellt ihre grauen Haare offen zur Schau, nix gefärbt, nix gestylt! Das machte mich neugierig. Rüdi, ich fürchte, das wird nichts mehr mit unserem Gespräch heute Abend, sagte ich, du verstehst, was ich meine, Rüdi verstand, was ich meinte, und überließ mich meinem Schicksal. Ich ging zu dem Dreier-Stehtisch: hallo, wie geht's dir? Marlies hatte mich öfter angemacht, aber jetzt gab ich ihr ein herzliches Bussi rechts, Bussi links, sie könnte der Türöffner für die Schöne sein. Die Zigarette hielt die Schöne zwischen dem dritten und vierten Finger der linken Hand, das hatte ich auch noch nie gesehen, hatte endlos lange Beine, die in endlos langen Jeans steckten, die steckten wiederum bis zum Knie in Stiefeln. Sie unterhielt sich aber intensiv mit einem jungen Studenten. Ihre Augen konnte ich leider nicht genau erkennen, waren sie graugrün oder grau oder grün, ich durfte sie ja nicht fixieren, die Hände schmal, Fingernägel nicht lackiert, links trug sie mehrere Ringe,

rechts einen Ehering. Ich ging zum Wirt der Kneipe, kannst du mir sagen, wer diese Frau ist, welche, na die mit den grauen Haaren, brauchst du gar nicht versuchen, und wie heißt sie, Almut, ist mit einem Architekten verheiratet, wie lange, lang, die sind glücklich verheiratet! Schnell wieder zurück. Aus Gesprächsfetzen zwischen Almut und dem Studenten entnahm ich, dass sie mit dem Auto da war, ich versuchte mich in dieses Gespräch zu drängeln, aber Marlies quatschte ständig auf mich ein, ich war mit meiner Klasse in Minna von Barnhelm, ah ja, ich kriegte mit, dass Almut ganz in meiner Nähe wohnte, ich fände es super, wenn du mal zu mir in die Klasse kommen würdest, laberte die blöde Kuh weiter, mach ich, dass Almuts Mann ein Büro in Köln hatte, kannst du nächste Woche Dienstag kommen, hab meinen Kalender leider nicht dabei, dass Almuts Mann jedes Wochenende nach Hause kommt, du kannst aber auch am Donnerstag kommen, entschuldigen Sie, ich habe vorhin mitbekommen, dass Sie ganz in meiner Nähe wohnen, wenn Sie nachher fahren, könnten Sie mich dann mitnehmen, ich wohne beinahe um die Ecke, kann ich gerne machen. Eine halbe Stunde später parkten wir vor meiner Haustür, hätten Sie Lust, dass wir uns noch mal treffen, vielleicht mal miteinander essen gehen, wie kommen Sie denn auf die Idee, na ja, Sie waren so intensiv in ein Gespräch vertieft, da wollte ich nicht stören, ja und, ich hätte gerne, würde gerne, würde mit Ihnen, es wäre schön, wenn, ääh, ich würde Sie einfach gerne kennen lernen, ah ha, ja, na gut, rufen Sie nächste Woche mal an, dann können wir ja sehen, danke, dass Sie mich mitgenommen haben, keine Ursache, gerne. In meiner Wohnung schlief für ein paar Tage ein Kollege: ich habe die Frau meines Lebens kennen gelernt, wieder mal, nein das ist die Frau meines Lebens, wenn du meinst. Heute ist Montag, bis nächste Woche, das sind sieben Tage, solange kann ich nicht warten, ich fand Almuts Telefonnummer heraus, hob den Hörer ab, hängte wieder ein, ging ins Bett, konnte nicht schlafen, es war drei Uhr,

egal, wählte ihre Nummer, ein verschlafenes Hallo, entschuldigen Sie bitte, aber ich kann nicht schlafen, ich kann nur an Sie denken, entschuldigen Sie bitte, ich muss Sie wieder sehen, unbedingt, bald, ganz bald wieder sehen.

Zwei Tage später aßen wir bei dem Chinesen, in dem ich Rüdi mein Elend ausgebreitet hatte. Ich berichtete Almut detailliert von diesem Gespräch. Sie behauptet noch heute, das sei Taktik gewesen, um ihr Helfersyndrom zu aktivieren. Ich widerspreche ihr bis heute, kann aber nicht ausschließen, dass sie doch Recht hat. Wie auch immer, wir beschlossen, noch in eine andere Kneipe zu gehen. Aber vorher fahre ich noch zu Hause vorbei, ich möchte nachsehen, ob die Kinder schlafen, wie viel Kinder haben Sie denn, zwei, ein Mädchen und einen Jungen, und wie alt sind Ihre Kinder, zwei Jahre und 15 Monate, dauert nicht lange, ich bin gleich wieder da! Zwei Jahre und 15 Monate, da hat sie die Kinder aber schnell nacheinander bekommen, und die lässt sie nachts alleine zu Hause. Alles O.K! Die beiden schlafen. Wir steuerten eine Kneipe an, blieben bis wir raus komplimentiert wurden, ich kannte eine, die lange offen hatte, dort versanken wir ineinander.

Die Tür geht auf, ein kleines Kind stapft in den Raum, Mami, hallo Mami, ich kriege einen Todesschreck, krieche wie vom Blitz getroffen unter die Decke, oh Gott, das Kind hat mich gesehen, jetzt hat es ein Trauma, ein fremder Mann im Ehebett neben der Mutter, ein fremder Mann wo sonst der Vater liegt, Almut holt den Kleinen zu sich ins Bett, die ist verrückt, denke ich, zieht in aller Ruhe die schützende Decke weg, die ist tollkühn, denke ich, ich liege doch nackt unter dieser Decke, der Junge kann sich ja an allen fünf Fingern abzählen, was wir hier getrieben haben, denke ich, guck mal Moritz, das ist Alexander, und das ist Moritz, der Kleine lacht mich an, will Alexander sagen, kriegt das aber nicht hin, sagt dann Sexe, eine Kinderstimme kreischt aus dem Nebenzimmer, Almut steht auf und kommt mit einem blonden Knäuel zurück und legt sich wieder ins

Bett, das ist Katharina und das ist Alexander, Katharina kann noch nicht sprechen, aber sie guckt mich interessiert an. Jetzt liege ich mit zwei kleinen Kindern, die nicht meine sind, mit einer nackten verheirateten Frau in einem fremden Ehebett. Ein neuer Lebensabschnitt beginnt ...

*

Der Umzugswagen hatte unsere Habseligkeiten nach Frankfurt verfrachtet, Almut konnte sich dank Hilmar Hoffmann eine Schule auswählen, Moritz stiefelte mit einer großen Schultüte in sein Klassenzimmer, für Katharina hatten wir eine Kinderfrau gefunden, und ich probte für die Eröffnung des Theaters der Liebe. Aber bevor es seine Pforten öffnete, war die Liebe schon von den Probenplänen gestrichen, denn alle wollten und mussten sich positionieren. Zwischen Ensemble und Leitung zeigten sich bereits vor der Eröffnung Risse. Die Proben wurden für mich zum Alptraum. Zwölf Jahre hatte ich es versäumt, mich als Schauspieler zu entwickeln. Inmitten virtuoser Kollegen stand ich unbeholfen wie ein Anfänger auf der Bühne rum und beneidete sie um ihr Auftreten, ihre Selbstsicherheit, ihre Phantasie, ihre Angebote und Vorschläge. Eigentlich war mir bereits nach meinen ersten Premieren bewusst, dass ich keine Chance haben würde, mich in Frankfurt durchzusetzen. Überraschend besetzte mich dann doch B.K. Tragelehn in der *Schlacht* von Heiner Müller. BeKa, wie wir ihn nannten, pochte auf Lust und Freiheit: Jetzt schalt doch mal dein Hirn aus! Schon mal was von Spaß gehört? Deinen Spaß möchte ich sehen! Und hör auf zu diskutieren! Probier einfach aus! Und tatsächlich, Proben konnten Spaß machen. Wir gingen verschwenderisch mit der Zeit um, quatschten wir über diesunddas, wenn wir mal nicht weiter wussten beendeten wir die Probe. Diese Wochen gingen total gegen meinen bisherigen Anspruch an mich, aber sie machten mich glücklich, weil ich was erlebte. So konnte Theater also

auch sein, ohne Druck miteinander eine Realität schaffen. Sieben Tage vor der Premiere wurde das Theater von RAF-Sympathisanten besetzt, bei der polizeilichen Räumung kam es zu verbalen und körperlichen Attacken, an denen sich auch BeKa beteiligte. Zwei Tage später wurden er und andere Mitglieder der Direktion fristlos entlassen, die Premiere wurde ersatzlos gestrichen, meine erste große Rolle in Frankfurt lag in der Mülltonne! Die Mitbestimmung wurde ausgesetzt und im März 1981 für null und nichtig erklärt.

Das Ensemble führte sich auf, als habe die Stadt ihm geraubt, was es unter Einsatz seines Lebens erkämpft hatte. Dabei war die Mitbestimmung ein Erbe der Palitzsch Ära. 1972 waren die Schauspieler ihm nicht nur aus künstlerischen Gründen nach Frankfurt gefolgt. Der feudalen Strukturen überdrüssig versprachen sie sich durch dieses Modell neue Formen der Theaterarbeit und der Bühnensprache. Jeder fühlte sich in der Verantwortung, seinen Teil dazu beizutragen. Das Theaterbuch *War da was* dokumentiert die acht Jahre der Palitzsch Ära und gibt Aufschluss wie ernsthaft, engagiert, aber auch mühsam, Kräfte zehrend, aufreibend die Arbeit an dem selbst verordneten Anspruch war. Keiner bereut in seinem Beitrag zu diesem Buch seine Mitarbeit, aber die Rückblicke und Interviews machen auf mich einen erschöpften, ernüchterten, sogar enttäuschten Eindruck. Wilfried Minks und Johannes Schaaf hatten das Theater aber nicht wegen der Mitbestimmung übernommen, die war eher ein verdammt lästiges Erbe, mit dem sie irgendwie klar kommen mussten. Und auch die Schauspieler waren nicht dem Ruf der Mitbestimmung gefolgt, sondern dem „der Sinnlichen“, wie Minks und Schaaf genannt wurden, um mit ihnen die eigene Karriere voranzutreiben oder in Gang zu bringen. Ort der turbulenten Ensembleversammlungen war die Kantine. Bis Elisabeth Schweeger sie 2001 zu einem hellen, freundlichen, für jedermann zugänglichen Ort

machte, glich sie einem Verhörraum im Keller der Geheimpolizei: Fensterlos, nackte Wände, kackbraune Tische und Stühle, Neonbeleuchtung, Linoleumboden. Hässlich wie das Ambiente verliefen die Ensemble Sitzungen: eine Bierflasche flog in die Richtung einer anderen Meinung, eine Schauspielerin pöbelte *quatsch nicht so blöd daher, leck lieber meine Muschi! Komm her, leck meine Muschi!* Und alle bogen sich vor Lachen. Die Nichtraucher rangen an der Eingangstür um frische Luft, denn die Raucher wollten sich ihr Recht auf Qualm nicht nehmen lassen. Einer, auf dessen Redebeiträge man immer viel gab, verzierte eine Pause der Ratlosigkeit mit Zitaten des großen Vorsitzenden: *Wo der Besen nicht hinkommt, wird der Staub nicht von selbst verschwinden.*

Ja, ja nickten alle zustimmend. Vielleicht bilde ich es mir nur ein, vielleicht habe ich aber tatsächlich mal folgenden Satz von ihm gehört: *Der Wind kommt von Norden, die Ente fliegt auf dem Rücken!* Lange Pause, dann meinte einer, der Michel hat es mal wieder auf den Punkt gebracht, das erkannten dann alle anderen endlich auch und nickten beifällig und gravitatisch mit den Köpfen. Hilmar Hoffmann, der oft gezwungen war, Gast unserer Ensembleversammlungen zu sein, erinnerte sich in seinen Memoiren: *Solche Veranstaltungen wünscht man seinem ärgsten Feind nicht.*

Ensemble und Dramaturgie zeigten Auflösungserscheinungen, Minks durfte noch eine Weile vor sich hin wurschteln, dann stand Adolf Dresen 1981 in der Tür. Dresen, der 1977 in den Westen übergesiedelt war und noch nie ein Theater geleitet hatte, sollte das Haus aus dem Stand heraus vom Orkantief in den sicheren Hafen fahren. Für dieses Harakiri Unternehmen holte er ein paar Stars ans Haus, die er aus früheren Arbeiten kannte. Die konnten es natürlich nicht richten, denn Theater braucht ein intaktes Ensemble und ein unaufgeregtes Umfeld, das einem Wechsel, schon grade einem solch brisanten, Geduld und

Respekt entgegen bringt. Das Gegenteil war der Fall. Eine überregionale Zeitung titelte in diesen Tagen über Schauspiel Frankfurt: *Das Bermuda Dreieck des Deutschen Theaters! Hier gehen sie alle unter!* Frankfurt war das völlig falsche Pflaster für Dresen, diesen feingeistigen und bescheidenen Menschen, den es ekelte, sich in die Niederungen der kulturpolitischen Ränkespiele zu begeben. Ich war noch immer im Ensemble, kam aber so gut wie nicht vor. Endlich erbarmte sich ein Regisseur dann doch meiner, mit ihm erlebte ich wieder eine aufregende Probenzeit und freute mich auf die Premiere.

Am 10. Oktober 1982 glitt ich am Pförtner vorbei zum Aufzug, Alex halt mal, rief der aus seiner Glaskabine und drückte mir einen Brief in die Hand. Ich betrat meine Garderobe, der Kollege war schon da, alles klar Wilfried, alles klar, der Garderobier zog mich an, toi toi toi/toi toi toi, ich war fertig, wartete, dass es endlich losging, da lag noch der Brief, ich öffnete ihn: *Sehr geehrter Herr Brill, hiermit möchte ich Sie am 15. Oktober 1982, 10.00 Uhr zu einem Gespräch bitten, Hochachtungsvoll, Adolf Dresen.* Ich fiel auf meinen Stuhl, heulte, ich kann nicht spielen, ich schaff das nicht, der Regisseur kam, Kollegen kamen, der Regisseur scheuchte alle raus, verdammte Scheiße, sind die denn bescheuert, am Tag der Premiere, ich kann nicht spielen, ich krieg das nicht hin, doch du kannst das, und wie du das kannst, nein, ich spiele nicht, ich mach das nicht, der Regisseur versuchte alles, mich zu beruhigen. Mir war klar, dass es dem nur um seine Premiere ging, nicht um mich, raus, hau ab, haut alle ab! Stille! Nur Wilfried saß auf seinem Platz - wir kannten uns seit 15 Jahren - und sah mich ruhig an, offen, ohne Forderung, eher fragend, der Wilfried, verdammt noch mal, der hat nicht nur Scheiße, der hat ein Schicksal am Hacken, wer das nicht weiß, wird es ihm nicht anmerken, der klagt nie, der nimmt es mit Selbstverständlichkeit an, und du machst hier einen Aufstand, als ob es um deinen Kopf ginge, der ist schon

garnicht mehr da, der rollt gerade die Stufen des Zuschauerraums runter, aber wenn er an den eisernen Vorhang geknallt ist, dann heb ich ihn auf, verbeult wie er ist, und setz ihn mir wieder auf den Körper, vielleicht sitzt er dann nicht mehr an derselben Stelle, macht nichts, dann ändert sich die Blickrichtung, vielleicht sogar die Perspektive, eine Kündigung ist keine Angelegenheit von Leben und Tod! Wilfrieds Augen schenken mir eine ruhige, kalte Wut, ich spiele, denen zeig ichs, machst du, sagte Wilfried. Aufgeraut, wie ich war, spielte ich in Trance die beste Vorstellung meines Lebens. Sehr geehrte Damen und Herren! Gestatten Sie: ich verbeuge mich ein letztes Mal! Hier endet die Geschichte des Schauspielers Ikarus Brill, der sich 1968 aufmachte, der Theatersonne entgegen zu fliegen, und 1982 heulend vor dem Spiegel in der Garderobe auf seinem Stuhl abstürzte.

*

Nicht weil ich darauf brannte, eher aus einer Laune heraus hatte ich mich im März 1966 ohne große Vorbereitung zur Aufnahmeprüfung der Schauspielschule angemeldet, und wurde genommen. Die Otto Falckenbergschule in München war damals die renommierteste Ausbildungsstätte in Deutschland, und ich war mit Sicherheit der faulste und oberflächlichste Schüler, den diese Schule in ihren alten Gemäuern je ausgebildet hat.

1965 hatte ich ein Gastspiel des Living Theaters mit seinem Projekt *Mysteries* gesehen, ein Versuch, sich Auschwitz auf der Bühne anzunähern. *Mysteries* verweigerte sich im Gegensatz zu *Der Ermittlung* von Peter Weiß der Sprache vollends.

Die Spieler brachten ihre Körper zum Sprechen. Ganz leise, kaum hörbar, verströmten sie einen Ton, hüstelten, husteten, krümmten sich, sanken zu Boden, wanden sich und krochen von der Bühne, als könnten sie der

Todeskammer entkommen, schleppten sich in den Zuschauerraum, als wäre das der sichere Ort, suchten Zuflucht bei den Zuschauern, klammerten sich an sie, als könnten sie Hilfe oder Schutz bei ihnen finden, vielleicht wollten sie auch nur beim Sterben nicht allein sein, ihre Zuckungen verebbten, ihre Schreie, ihr Röcheln verstummte, zwischen den Reihen, den Beinen und den Körpern der Zuschauer erstarrten sie, halb lagen sie auf ihnen, krallten sich an ihnen fest, dass es wehtat. Während dieses Todeskampfs leerte sich das Theater unter lautem Protest. Die Menschen flohen vor der Zumutung der Berührung eines Schauspielers, der den Tod im Gas zu ihnen brachte. Eine Spielerin hatte sich in mich verkrallt, auch wenn es mir schwer fiel, ich blieb sitzen. Ich konnte ihren Schweiß riechen, ihr Sabber hinterließ einen dunklen Fleck auf meiner Hose. Die Grenzen zwischen Spiel und einer Realität, die ich aus dem Theater bisher nicht kannte, für die ich auch keinen Begriff hatte, verschwammen. Mit dieser an meinem Körper festgesaugten Leiche führte ich ein stummes Zwiegespräch: Scheiße, wie soll ich mich dir gegenüber verhalten, warum lasse ich mir das von dir gefallen, warum wehre ich mich nicht gegen deine Inbesitznahme, warum machst du mich zum Objekt deiner Anklage, ich habe mit Auschwitz nichts zu tun, da war ich noch nicht einmal auf der Welt, was machst du, wenn ich dich jetzt von mir löse, wehrst du dich dann, artet das zwischen uns in einen Kampf aus, oder lässt du das geschehen, ja natürlich, das ist Theater, eigentlich finde ich eure Form ja toll, aber muss das so weit gehen? Die Hälfte der Besucher hatte den Zuschauerraum bereits unter unflätigem Protest verlassen, zu den Spießern wollte ich auf keinen Fall gehören, da blieb ich doch lieber sitzen, ließ die Spielerin gewähren und verteidigte die Aufführung gegen die Schreihälsa. Bestimmt eine halbe Stunde lang lösten vier Spieler, die nicht ins Gas gegangen waren, die steifen Körper ihrer Kollegen einen nach dem anderen von den

Körpern der Zuschauer - oft mussten sie die Leichen mit Gewalt aus der Umklammerung brechen - und brachten sie auf die Bühne zurück. Dort zerrten sie ihnen die Schuhe von den Füßen und schichteten zwei Stapel auf, den einen aus Menschen, ordentlich, säuberlich geschichtet, vier Stück nebeneinander, die nächsten vier im rechten Winkel darüber, Lage für Lage, sie waren Brennholz und die zu verbrennenden Leichen in einem, den zweiten Haufen aus Schuhen, wie zum Abtransport in die Heimat. Dieser Vorgang dauert noch einmal eine stumme gedehnte Stunde. An dem Abend begriff ich zum ersten Mal, welche Bedeutung die ästhetische Umsetzung auf der Bühne für die sinnliche Erfahrung des Zuschauers hat. Die bürokratische Tötungsmaschinerie der Nazis war für mich bisher ein abstrakter Begriff, hier drang er physisch in mich ein. *Mysteries* war ein Erlebnis, das mich gepackt hatte, gerade wegen der bedingungslosen Hingabe der Schauspieler an das Thema.

Und ein Jahr später schlenderte ich wie ein Pfau durch die Ausbildung und schlug Räder. Applaus, Karriere, Fernsehen, Film! Jawohl! Das wars! Die Lehrer bestätigten mir Talent, das bestätigte mich in der Gewissheit über meine Ziele. Aber schnell offenbarte sich ein grundsätzliches Problem: ich war nicht in der Lage, mit meinen Spiel Partnern in Beziehung zu treten, eine Realität mit ihnen herzustellen. Ich ließ mich nicht berühren, wahrscheinlich war ich nicht zu berühren, da konnten die sich wund spielen, und ich war nicht in der Lage, ihnen etwas zurückzugeben außer theatralem Getue. Neugier auf Menschen, ungeschützt, ohne Absicht und Vorsatz im hier und jetzt zu kommunizieren, waren mir fremd wie Mondgestein. Genau das forderte man aber jetzt von mir: Schluss mit der Kontrolle, lass dich auf dein Gegenüber ein! Der Improvisationsunterricht wurde mein Alptraum: mit nassen Händen und steifem Körper stand ich vor der Aufgabe und dem Partner, in meinem Hirn wechselten interessante

Einfälle und tiefschwarze Löcher einander ab, auf ein Spielangebot einzugehen, war mir unmöglich, weil ich es nicht entziffern konnte, es türmte sich zu einem unüberwindlichen Berg vor mir auf. Mein bisheriges Leben rächte sich bitter an dem Schauspielschüler.

Einen Lehrer gab es, der mein aufreizendes Getue sehr genau wahrnahm. Das war Gerd Brüdern, der Leiter der Schule. Als junger Schauspieler war er eine große Hoffnung des deutschen Theaters, man hatte ihn kurz vor Kriegsende zum Volkssturm eingezogen, sein rechtes Bein war ihm in einem schlammigen Graben für den Endsieg des Führers abhanden gekommen. Mit dem Verlust konnte er sich nie abfinden. Dieser Brocken von Mann donnert seine Holzprothese trotzig auf den Bühnenboden: Seht nur her, hört nur hin! Ein Krüppel bin ich, ein draußen vor der Tür, ein Beckmann, über dessen Holzbein die Frauen lachen, ein Beckmann, der sein Publikum hinkend unterhält, der Prothesen Faust bin ich, der neben Mephisto im Dialog humpelt. Brüdern, der Überwindung und Selbstverleugnung aufbringen musste, um weiter in seinem Beruf arbeiten zu können, provozierte meine arrogante Selbstgefälligkeit nicht nur, sie kränkte ihn. Er drohte, mich rauszuschmeißen, für ein paar Wochen riss ich mich zusammen, dann verfiel ich wieder in den bekannten Modus.

Brüdern arbeitete mit mir am Monolog des Prinzen von Homburg. Entgegen dem Befehl des Kurfürsten hat der eigenmächtig zum Angriff geblasen, dafür droht ihm die Todesstrafe. Auf dem Weg zur Kurfürstin hat der das für ihn bereits ausgehobene Grab gesehen. In panischer Angst fleht der stolze Prinz bei der Kurfürstin um sein Leben

Oh meine Mutter!

Oh lass mich deine Knie umfassen, Mutter!

Nein, das ist ja schrecklich. Gönn der Figur ruhig mal ein bisschen Wahrheit.

Oh meine Mutter!

Stop! Der Mann hat Todesangst.

Oh meine Mutter!

Kannst du bitte mal das Oh sagen, ohne dabei zu singen.

Oh meine ...

Nicht singen, hab ich gesagt!

Oh meine Mutter!

Du bittest um etwas!

Oh meine Mutter! Oh lass mich ...!

Lass doch mal den Helden weg, der hat sich in die Hosen geschissen vor Angst!

Oh meine Mutter! Oh lass mich ...

Glaubst du, die Kurfürstin will von dir angeschrien werden? *Oh meine Mutter! Oh lass mich deine Knie umfassen Mutter!*

So mein Junge, jetzt haben wir eine Stunde und dreißig Minuten mit den ersten zwei Zeilen verbracht. Ich hoffe, du bist dem Homburg ein Stückchen näher gekommen – und dir vielleicht auch! Und dann verließ er humpelnd die Probebühne.

Beleidigt und gleichzeitig triumphierend interpretiere ich diese neunzig Minuten als sadistische Quälerei eines Mannes, der mir, dem jungen Schüler, neidete, was er nicht mehr war, jung und unbeschadet, und was er auch nicht mehr hatte, eine Zukunft, und erkannte die Botschaft nicht, die Brüdern mir sandte: So mein Junge, jetzt habe ich dich neunzig Minuten gequält, und noch immer zeigst du dich nicht! Kannst du überhaupt was von dir zeigen? Bewegt dich irgendwas? Lässt dir von mir alles gefallen und wehrst dich nicht? Willst immer schön unverbindlich bleiben! Dein eitles Schauspielergehabe interessiert mich nicht. Ich möchte deine Wunde sehen, nicht deine Unangreifbarkeit. Gib mal was her, gib dich mal zu erkennen! Gib deine Wut auf mich und die Verzweiflung über dich mal zu erkennen. Liefere dich mal aus als Mensch und als zukünftiger Schauspieler.

Tagsüber trafen wir im verdunkelten Probenraum aufeinander, nachts im „Alten Simpl“, der Kneipe, in der

alle, die sich für wichtig erachteten, ihre Bedeutsamkeit präsentierten. Beide taten wir, als sähen wir einander nicht. Brüdern saß immer auf einem Barhocker, ich immer am Stammtisch bei Toni und Ole und spielte den Begehrten, der jeden kennt, den jeder kennt, der mit jedem befreundet ist, mit dem jeder befreundet ist. Mein Gespreize interessierte Brüdern nicht im Geringsten, wahrscheinlich nahm er es nicht einmal wahr. Er wollte nur seine Ruhe, deshalb war er hier. Der Hüne verströmte eine Einsamkeit, dass sich keiner auf die Hocker neben ihm wagte. Einmal schlug er betrunken wie ein Fels auf den Boden. Dieser mächtige Mann lag wie Gregor Samsa hilflos auf dem Rücken und versuchte, sich auf die rechte Seite zu drehen, damit er sein linkes Bein auf den Boden setzen konnte. Dann griff er einen Barhocker mit der linken Hand und stemmte sich langsam nach oben. Im Moment des Hochziehens verlor er das Gleichgewicht und stürzte mitsamt dem Barhocker erneut zu Boden. Ein Gast sprang auf, um ihm zu helfen. Fassen Sie mich nicht an, ich kann das schon allein, sagte der Koloss in ruhiger Entschiedenheit, als ginge es um das Falten einer Serviette. Zwei Minuten nach dem Sturz thronte er wieder auf seinem Barhocker und bestellte einen neuen Whiskey. Sobald der auf dem Tresen stand, drehte er sich um, ich hoffe, Sie haben sich amüsiert, war mir ein Vergnügen, Prost, und wandte sich wieder sich selbst zu.

Ich hatte Tränen in den Augen, diesen Mann so hilflos und gedemütigt zu sehen. Warum war ich nicht meinem ersten Impuls gefolgt? Warum war ich nicht sofort zu ihm gegangen? Hätte ich doch seine Hand genommen, ich mag Sie, ich helfe Ihnen gerne auf, ich mag Sie wirklich, hier, nehmen Sie doch meine Hand, Sie können sich gerne auf mich stützen, ja, halten Sie sich nur an mir fest, hier ist Ihr Hocker, ist alles in Ordnung, wollen wir einen Whiskey miteinander trinken. Ich war auf dem Sprung, meine Gedanken und Gefühle in die Tat umzusetzen. Endlich hätte ich mal getan, was dieser Mann im Dunkel der Probebühne

immer von mir forderte: dem Impuls nachgeben! Aber nein, ich sah zu, wie der gefallene Mann sich mit Mühsal wieder auf seinen Hocker kämpfte, blieb Voyeur seiner Bemühungen und war wütend über meine Feigheit. An diesem und allen anderen Abenden stand das größere Problem aber noch vor der Tür. Niemand hätte es gewagt, den stolzen Mann auf dem Barhocker davon abzuhalten, den Zündschlüssel in seinem Citroen DS 21 umzudrehen, um zu seiner Wohnung in einem Vorort zu fahren. Hätte doch einer den Mut dazu gehabt. In einer Februarnacht kam er bei Glatteis von der Fahrbahn ab, krachte gegen einen Baum. Gerd Brüdern war sofort tot.

Meine Mutter war eine schöne, strahlende Frau, schön blieb sie bis zu ihrem Tod. Diese Beschreibung offenbart allerdings nur eine Seite ihres Wesens. Die war voller Energie, unbändiger Lebensfreude, überschwänglichem Temperament und rheinischer Lust am Verkleiden und Feiern. Diese Lust kam zu voller Blüte in der fünften Jahreszeit. Ein Münchener Fasching konnte sich in ihren Augen natürlich nie mit dem Kölner Karneval messen, trotzdem versäumte sie bis ins hohe Alter keinen Tanz der Marktweiber auf dem Viktualienmarkt, nicht als Beobachterin, nein, sie trank schon den einen oder anderen Obstler und tanzte wie der Lump am Stecken, wie sie das so nannte. Einmal musste sie beinahe ein viertel Jahr dafür büßen, weil sie - nass geschwitzt vor Begeisterung - sich an einem kalten Februarnachmittag eine Lungenentzündung einfing. Für alle großen und kleinen Faschingsfeste, derer sie habhaft werden konnte, entfachte sie einen großen Aufwand, um sich zu verwandeln. Ich vermute, sie investierte so viel Zeit, weil sie die Stunden der Ausgelassenheit intensiver erleben konnte, wenn sie sich als eine andere erlebte und zeigte. Vielleicht war ich drei, vielleicht vier Jahre alt: ich durfte ihr oft bei der Verkleidung behilflich sein! Ich tat das unheimlich gerne, denn in diesen Stunden war die Mutter immer ausgelassen, trank schon mal ein Gläschen Sekt, hörte im Radio Schlagermusik, verfiel schon mal in den Sog der Klänge und legte eine kleine Sohle auf den Wohnzimmerteppich, komm, juchzte sie dann, packte mich an den Händen und wirbelte mich, dass ich bald umfiel aus Ungeschicklichkeit, aber nicht aufhören wollte vor Glück. Wenn sie ganz viel Zeit hatte, schmückte sie auch mich mit fremden Kostümteilen, malte mir gepunktete Backen, eine rote Nasenspitze, wenn sie es gruselig meinte, umrandete sie meine Augen rot, ich

bestand aber immer auf einem schwarzen Schnurrbart, weil der mich zum Mann machte, der ich unbedingt sein wollte, damit ich so aussah, wie die Mutter mich nannte: mein kleiner Mann! Trotz Schnurrbart durfte ich sie nicht begleiten, es nahte der traurige Moment des Abschieds, das Ende unserer Ausgelassenheit. Mit Creme beseitigte sie die Spuren aus meinem Gesicht, damit war der Fasching für mich beendet, für sie begann er jetzt erst richtig, ich zog den Schlafanzug an, legte mich ins Bett, die Mutter las mir keine Geschichte vor, denn gleich sollte sie abgeholt werden, sie drückte mir einen flüchtigen Kuss auf den Mund, das gute Nacht mein kleiner Mann klang viel flüchtiger als sonst, sie war in ihrem Fieber längst nicht mehr bei mir, ihrem kleinen Mann, sondern im großen Tanzsaal mit Musik und großen Männern.

Bewegung war ihr ein und alles. Bis zu ihrem Tod begann sie jeden Tag am offenen Fenster mit Gymnastik. Dass sie die Länge der Einheiten und die Anforderungen an ihren Körper später ihrem Alter anpassen musste, nahm sie sich übel. Sie mutete sich immer sehr viel zu, ich denke, zu viel, kein Spaziergang konnte lang, kein Berg hoch genug sein, ob die nahen Baggerseen, ob die im Voralpenland, keiner den sie nicht mit kräftigen Zügen durchkreuzt hätte. Ich bezweifle, dass sie ihre körperlichen Aktivitäten tatsächlich genoss, vermute eher, sie brauchte sie, um ihre andere, die düstere Seite unter Aufsicht zu stellen. 1999 schrieb sie in ihr Tagebuch:

Ich lese, was ich 1945 schrieb und seltsamerweise würde ich heute genau das sagen: allein - abseits - überall verwundbar. Verzweiflungsvoll, dass ich 55 Jahre später nicht erreicht habe, diese Gefühle - wenn ich sie auch nur alleine und meist verdeckt in mir trage - wirklich ausgeschaltet zu haben. Mir fehlt so sehr, dass mich jemand lieb hat, einfach so, wie ich bin.

Nur, wie konnte *jemand sie lieb haben*, so lieb haben, wie sie das brauchte, wenn sie ihren Kern *einfach so, wie ich bin*

den Menschen vorenthielt? Ihr Auftreten war selbstbewusst, offen, kritisch, weltgewandt, interessiert, kompetent, kommunikativ.

Und so nahmen die Freunde sie bis zu ihrem Tod wahr, viele verehrten, einige liebten sie. Bis ins Alter hinein hatte sie einen großen Kreis um sich, selbst ihren 85sten Geburtstag feierte sie mit fünfzig Freundinnen und Freunden. Das waren keine losen Bekanntschaften, sondern vertraute, lange Beziehungen und Freundschaften. Sie hielt allerdings immer eine bestimmte Distanz ein, machte aber die anderen für mangelnde Nähe und Wärme verantwortlich. Wenn Menschen oder Situationen ihr Lebensgefühl, *allein - abseits - überall verwundbar* zu sein, aktualisierten, und das konnte leicht und unvorhergesehen geschehen, nahm sie ihren Körper als Helfer in Anspruch, schwamm, wanderte, was ihr Herz beschwerte, aus sich heraus. Körperliche Anstrengungen waren der Exorzismus ihres seelischen Wehs. Mit großer Disziplin, Härte gegen sich selbst und großer Energie erschuf sie sich zu einer starken Frau.

In den Jahren meiner Kindheit war sie noch weit entfernt von dieser anezogenen Stabilität, sie lebte wund und hilflos, und doch verlangte der Alltag ihr alles ab: am 30.4.1945, dem Tag der Kapitulation von München zerfetzte die letzte Granate, die in die Stadt einschlug, meinen Vater, ihren Mann. Noch am 6. Mai 1945 hatte sie in ihr Tagebuch geschrieben:

Was muss ich dankbar sein. Millionen Frauen haben ihre Männer verloren und mein Alexis lebt noch, er hat diesen schrecklichen Krieg überlebt. Ich danke Gott.

Sie dankte Gott und wusste nicht, dass ihr Alexis schon seit vier Tagen unter der Erde lag. Am 12. Mai traf der Todesbote ein. Kollegen des Instituts hatten vorher keine Möglichkeit gefunden, sich durch die Sektoren der Franzosen und Amerikaner um München herum zum Ammersee durchzuschlagen, wo die Familie die letzten Wochen des

Krieges verbracht hatte. *Alexis, mit dir geht ein Teil von mir in dein Grab. DU, MEIN DU!*

Es ging nicht nur ein Teil von ihr ins Grab, sie verlor im Schock und Schmerz auch die gemeinsame Frucht, ein kleines Mädchen, vier Monate alt. Auf einem dieser endlosen Spaziergänge, mit denen sie den Schmerz über den Tod ihres Alexis aus dem Körper vertreiben wollte, überfielen sie Schmerzen, ihre Schuhe füllten sich mit Blut, das Klo wurde zum Grab für meine kleine Schwester. Der tote Mann im nassen Grab, die tote Tochter in der kalten Kloschüssel. Schwer für einen Menschen, da noch mal zuversichtlich ins Leben blicken!

Die Mutter musste als Krankengymnastin hart und viel arbeiten, um mich, den kleinen Mann, und sich durchzubringen. Überhaupt Patienten zu bekommen, war so kurz nach dem Krieg schwer. Wer hatte denn schon Geld oder Zeit für eine Behandlung, die Menschen brauchten Geld und Zeit, um zu überleben. Manche Patienten hatten etwas mehr Geld, das waren die privaten, zu denen fuhr die Mutter hin, aber die An- und Abfahrten dauerten oft länger als die Behandlung. Die anderen Patienten, die versicherten, behandelte sie in dem Zimmer, das unser gemeinsames Schlafzimmer war. Ich erinnere mich an Nächte, diese rätselhaften Nächte. Oft wurde ich wach, weil die Mutter laut schluchzte. Ihr Weinen konnte ich mir nicht erklären, wir hatten doch beim Gute-Nacht-Lied noch miteinander gescherzt, sie hatte sich über mich gebeugt, ich hatte *ich hab dich lieb Mutti* gejubelt und sie hatte *ich auch* gesagt, also die Welt war in Ordnung, und jetzt weinte sie da drüben in ihrem Bett, das Weinen ging in ein Jammern über, es hörte und hörte nicht auf! Mein Herz klopfte an den Hals, dass ich kaum noch schlucken konnte, lieber Gott, lass die Mutter nicht sterben, ich halt das nicht aus, ich schlich mich in ihr Bett, kroch unter die Decke, spürte ihre Wärme, streichelte ihr den Rücken, sie rührte sich nicht, sie musste doch merken, dass ich hinter ihr lag, so wie ich ihre Wärme

spürte, musste sie doch auch meine spüren, ich streichelte so lange, bis das Schluchzen, der Atem und die Schultern Ruhe gaben, dann wurde auch mein Herz langsam ruhig und ich schlief am Rücken der Mutter ein. Am nächsten Morgen wachte ich in meinem Bett auf, als wäre nichts passiert.

Manchmal schlich die Mutter nochmal ins Schlafzimmer, nachdem sie mich ins Bett gebracht und das Licht gelöscht hatte. Dann holte sie etwas aus dem Kleiderschrank, so lautlos und heimlich, als würde sie es stehlen, und verschwand wieder ins Wohnzimmer. Ihre Heimlichkeit ließ mir keine Ruhe. Nachdem sie wieder mal ihren Schatz aus dem Schrank gestohlen hatte, ließ ich etwas Zeit verstreichen und schlich mich zur Wohnzimmertür. Durch das Schlüsselloch konnte ich nur erkennen, dass kein Licht brannte, aber die Kerze unruhige Schatten an die Wand warf. Die Mutter flüsterte, aber mit wem, sie hatte keinen Besuch bekommen, das hätte ich ja gehört, also warum flüsterte sie dann? Ich konnte nicht verstehen, was sie sagte, aber ein Wort hörte ich immer öfter: Du! Ganz oft sagte sie DU, dann veränderte sich der Ton, die Mutter hauchte das Du nur noch, die Abstände zwischen den Dus wurden größer, dann seufzte sie und Ruhe kehrte ins Zimmer ein, selbst die Schatten der Kerze hatten ihren Frieden gefunden. Die Zeit, in der die Mutter auf Hausbesuch unterwegs war, wollte ich am nächsten Tag nutzen, um hinter das Geheimnis dieser Nacht zu kommen. Ich kontrollierte die Fächer im Schrank und fand zwischen ihrer Wäsche eine Metallkiste, aber die war verschlossen. Das musste das Geheimnis ihrer nächtlichen Ausflüge ins Wohnzimmer sein. Stattdessen entdeckte ich die Soldatenmütze meines toten Vaters! Die kannte ich von Photos, die die Mutter mir gezeigt hatte: da stand ein Mann mit dieser Mütze auf dem Kopf auf einer Wiese und lächelte. Das ist Dein Vater, hatte sie gesagt, und dann hatte sie wieder zu weinen angefangen. Und diese Mütze hielt ich jetzt in der Hand.

*

Wir teilten die Vierzimmerwohnung mit Horst Maier und Gerda Müller. Bei Horst Maier klopfte ich oft an die Zimmertür.

Darf ich Fotos gucken?

Ja komm rein!

In dem Zimmer war es immer kühl, aber das lag nicht nur an der Temperatur, der Raum war karg möbliert wie eine Gefängnis- oder eine Mönchszelle: Schrank, Tisch, Stuhl, Liege, das war alles. Kein Bild an den Wänden, kahl und abweisend war die Behausung. Onkel Horst war selten zu Hause, es musste noch ein anderes Leben in anderen Zimmern mit anderen Menschen geben. Und wenn er da war, dann war er irgendwie doch nicht da, stumm und unsichtbar verbrachte er die Stunden oder Tage auf der Liege in seiner Zelle. In der Gemeinschaftsküche sah ich ihn nie, im Lebensmittelschrank hatte er ein Fach, aber da ging nichts raus und kam nichts rein. Ich trat ein, Horst Maier legte eines der Heftchen weg, die er immer las, stand auf, drückte mir aus dem Schrank das dicke, grüne Album mit vielen schwarz weißen Photos in die Hand und legte sich auf die Pritsche.

Der bist du?

Ja!

Und der auch?

Ja, das bin immer ich.

Und der?

Der ist gefallen.

Und der?

Der auch.

Und wer sind die?

Kameraden.

Und der?

Kenn ich nicht.